



ULRIKE SCHUSTER Stadtutopien und
Idealstadtkonzepte
des 18. und 19. Jahrhunderts
am Beispiel
der Großstadt

PARIS

V&G

ULRIKE SCHUSTER

Stadtutopien und Idealstadtkonzepte
des 18. und 19. Jahrhunderts am Beispiel
der Großstadt Paris

ULRIKE SCHUSTER

Stadtutopien und
Idealstadtkonzepte
des 18. und 19. Jahrhunderts
am Beispiel
der Großstadt

PARIS

V&G

Gefördert mit Mitteln der Österreichischen Forschungsgemeinschaft

Mit besonderen Dank an a.o. Univ. Prof. Dr. Josef Ploder und o. Univ. Prof. Dr. Götz Pochat, Institut für Kunstgeschichte, Graz

©VDG • Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften • Weimar 2003

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Verlag und Autorin haben sich nach besten Kräften bemüht, die erforderlichen Reproduktionsrechte für alle Abbildungen einzuholen. Für den Fall, daß wir etwas übersehen haben, sind wir für Hinweise der Leser dankbar.

Gestaltung: Katharina Hertel, Weimar

E-Book ISBN: 978-3-95899-174-3

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG	7
i. Theorien zur Metropole am Beispiel der Großstadt Paris	7
ii. Utopie und Stadt.....	8
iii. Stadtutopie, Idealstadt und regelmäßige Stadt	10
iv. Städtebauliche Schemata der utopischen Städte	13
v. Alternative Modelle von Stadtutopien.	19
vi. Paris als Modell.....	21
I. VON DER UTOPIE DER AUFKLÄRUNG ZUM PRAKTISCHEN KONZEPT DES URBANISMUS	
1. Die Situation am Ausgang des 17. Jahrhunderts	25
2. Der Begriff „Embellissements“	27
3. Die Schlüsselrolle der „Places royales“	32
3.1 d’Aviler	32
3.2 Cordemoy	34
3.3 Laugier	36
3.4 Position der Akademie und J.F. Blondel	38
3.5 Der Wettbewerb zur Place Louis XV	39
4. Von der Platzgestaltung zur Stadtplanung	43
4.1 Über die Anlage von Straßen	43
4.2 Insuffizienz der alten Städte	44
4.3 Militärische und zivile Modelle im Städtebau	46
4.4 Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit	49
4.5 Symmetrie ohne Monotonie	53
5. Die „Architecture hydraulique“ und ihre Bedeutung für den Städtebau	59
5.1 Wasserzirkulation	59
5.2 Öffentliche Brunnen	62
5.3 Die Frage der Brückengestaltung	63
6. Zur Physiognomie der idealen Stadt (Öffentliche Gebäude)	67
6.1 Stadttore	67
6.2 Öffentliche Bauten: Erweiterung des Begriffes im 18. Jahrhundert	71
6.2.2 Öffentliche Bauten und städtischer Raum	73
6.2.3 Formale Experimente	77
7. Die Tempel der Aufklärung	80
7.1 Bibliotheken	83
7.2 Die Vereinigung der Akademien	87
7.3 Museumskonzeptionen des 18. Jahrhunderts	90
7.4 Durands Gebäudelehre und die Fortsetzung im 19. Jahrhundert	96
8. Diskurs der Nekropolen: Von der phantastischen Vision zur urbanen Realität	100
8.1 Form und Ikonographie der frühen Nekropolen	102
8.2 Bestattungswesen und Französische Revolution	106
8.3 Brongniart und der Cimetière Mont-Louis (Père-Lachaise)	111

9.	Raumkonzeptionen der Französischen Revolution	114
9.1	Von der Place Louis XVI zur Place de la Révolution	115
9.2	Neue öffentliche Architektur zwischen Repräsentationsbedürfnis und republikanischem Kult	121
9.2.1	Projekte für einen Palast der Nationalversammlung	123
9.2.2	Kult der Schrift und Tempel des Gesetzes	126
9.2.3	Versuch einer neuen Religion	129
10	Zirkus und Amphitheater als multifunktionale Institutionen	137
10.1	Bedeutung des Begriffes „ <i>amphithéâtre</i> “	137
10.2	Wiederbelebung der antiken Spielstätten	139
10.3	Erziehungsinstitution und Propagandainstrument der Revolution	143
10.4	Triumph des Amüsements und das Ende des Amphitheaterbooms	148
11.	Annäherungen an die Stadtutopien der Aufklärung unter Napoleon I	151
11.1	Die alten Mängel	151
11.2	Plädoyer der Regelmäßigkeit versus Symmetrie ohne Monotonie	152
11.3	Portiken und Säulenstraßen	154
11.4	Napoleons Programm für Paris: Lobgesänge und praktische Maßnahmen	159
11.5	Die Idealstadt um den Palast des Königs von Rom	161
II.	DIE ALTERNATIVEN STADTPROGRAMME IN DEN TECHNISCHEN UTOPIEN DES 19. JAHRHUNDERTS	
12.	Utopische Wohnprojekte und urbaner Raum	169
12.1	Kollektive Haushalte am Lande und in der Stadt: Morelly und Réstif de la Bretonne	169
12.2	Wohnanlagen für assoziierte Haushalte: Ledoux, Dubut, Huynot	170
12.3	Das Modell von Charles Fourier	173
12.4.1	Das Palais de Famille von Calland und Lenoir	179
12.4.2	Palais de Famille und Familistère	181
12.6	Die Aerodome von Borie	185
13.	Das städtebauliche Konzept für Paris von Horeau	189
13.1	Ausstattung des öffentlichen Raumes	190
13.2	Transformation der Gärten in Erlebnisparks	192
13.4	Überdachung von Boulevards und Plätzen	194
13.5	Mobile Wohneinheiten	197
13.6	Gesamtkonzept in städtebaulicher und sozialer Hinsicht	200
14.	Die Debatte um die öffentlichen Verkehrssysteme	204
14.1	Eisenbahn, Omnibus und Tramway	204
14.2	Die Diskussion um die unter- oder oberirdische Trassenführung	206
14.3	Trottoirs roulants und getrennte Verkehrsebenen	213
14.4	Der Traum von städtischen Luftverkehr	214
15.	Ausblick auf die Zukunft: Das 20. Jahrhundert in der Sicht zweier utopischer Romane	219
15.1	„Paris im 20. Jahrhundert“ von Jules Verne	219
15.2	„Le vingtième siècle“ von Albert Robida	224
LITERATURVERZEICHNIS		
A)	Zeitgenössische Dokumente	231
B)	Ausgewählte Literatur	238
ABBILDUNGSVERZEICHNIS		244
Abbildungen		249
NAMENSINDEX		299

EINLEITUNG

i. Theorien zur Metropole am Beispiel der Großstadt Paris

Nachdem man vor einem Jahrzehnt etwas voreilig das Ende der Utopien ausgerufen hat, erlebt die Beschäftigung mit Stadtutopien derzeit wieder ein Revival. Es hat sich schon bald herausgestellt, daß Architektur ohne Utopie nicht bestehen kann, will sie sich nicht in Banalitäten erschöpfen. Dies gilt vor allem für das komplexe Gebilde der Stadt, das jede Epoche neu definieren und gestalten muß – und zwar nicht nur für die Bedürfnisse der Gegenwart, sondern auch darüber hinaus für kommende Generationen. Vor diesem Problem stand auch die Städteplanung der letzten Jahrhunderte, als in Folge eines großen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbruchs die moderne Großstadt heranwuchs und einer Gestaltung bedurfte. In der historischen Analyse erweist sich, daß Utopien innerhalb dieses Prozesses eine wichtige Funktion inne hatten, daß nachhaltige Entwicklungen des öffentlichen Raumes nur in einem stetigen Spannungsfeld von idealem Entwurf und realer Machbarkeit stattfinden konnten und können: Utopien sind sozusagen Katalysatoren, die die Entwicklung im Städtebau vehement vorantreiben.

Die vorliegende Arbeit beschreibt den Prozeß, ob und inwiefern die Zukunftsvisionen der Vergangenheit in den Städten der Gegenwart ihren Niederschlag fanden. Explizit geschieht dies am Beispiel der Metropole Paris im Laufe zweier Jahrhunderte, jedoch nicht im Sinne einer historischen Darstellung der Stadtentwicklung, sondern als eine Geschichte der Ideen. Geschichtliche Daten sind in diesem Zusammenhang nur insofern relevant, als sie zum Verständnis der Entstehung der Projekte nicht gänzlich ausgeklammert werden können.

Die Wahl fiel auf diese Stadt, weil Paris im Laufe des besprochenen Zeitabschnittes den Ruf hatte, die „Hauptstadt Europas“ zu sein und weil die französische Architektur, die sich in dieser Zeit entwickelte, in der ganzen Welt Nachahmung fand. Insofern leistete Paris einen der bedeutendsten Beiträge zum modernen Städtebau. Es wird zu zeigen sein, daß dieser Vorgang durch einen langen geistigen Prozeß vorbereitet wurde. Paris konnte neu gebaut werden, weil es zuvor neu gedacht worden war. Man könnte von einer kollektiven Utopie sprechen, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts formierte und schließlich Schritt für Schritt in die Tat umgesetzt wurde. Gleichzeitig aber enttäuschte der Sprung vom Idealen in die Realität, so daß bald neuen Utopien Raum gegeben wurde.

ii. Utopie und Stadt

Über eine Definition des Begriffes „Utopie“ ist lange erbittert gerungen worden, letztlich mit dem Ergebnis von zum Teil sehr unterschiedlichen und divergierenden Auffassungen. Skeptizisten wie Jean Servier sehen in der Utopie lediglich einen kollektiven sozialen Wunschtraum, der sich unabhängig von Zeit und Ort manifestiert und den er, in Anlehnung an Freud, mit einem psychoanalytischen Deutungsansatz zu interpretieren versucht: *„Die verschiedenen Utopien kommen einem beim Lesen wie Märchen ein und desselben Volkes vor, als Variationen über das gleiche mythologische Grundmuster. So groß ist die Verwandtschaft zwischen Utopien verschiedener Autoren verschiedener Jahrhunderte; ein geheimnisvolles Band bindet sie zur Einheit. Unweigerlich muß der Leser an Dichtung oder Märchen denken – vielleicht deshalb, weil dieses Band der Traum ist.“*¹ Einer solchen Gleichsetzung von Utopie und Märchen widerspricht Helmut Swoboda, der dagegen hält, daß der Utopist seine Vorschläge grundsätzlich als verwirklichtbar ansieht: *„Bei näherer Betrachtung zeigt sich nämlich sehr bald, daß die Utopisten noch etwas gemeinsam haben: Sie sind fast durchwegs davon überzeugt, daß ihre Utopien gar keine Utopien sind, sondern durchaus realisierbare Programme. Gar nicht so wenige Utopisten kommen daher aus sehr nüchternen und rationalen Berufen oder sind im logischen Denken besonders geschult, manche verfügen über solide staatsmännische Bildung und Erfahrung.“*² Dieser Anspruch auf eine zumindest denkmögliche Realisation unterscheidet nach Swoboda die Utopie von der Phantasie, die sich jenseits des Anspruchs auf Verwirklichung abspielt.

Robert Musil betont in seinem *„Mann ohne Eigenschaften“* die Fähigkeit der Utopien, Experimente des Möglichen zu sein: *„Utopien bedeuten ungefähr so viel wie Möglichkeiten; darin, daß eine Möglichkeit nicht Wirklichkeit ist, drückt sich nichts anderes aus, als daß die Umstände, mit denen sie gegenwärtig verflochten ist, sie daran hindern, denn andernfalls wäre sie eine Unmöglichkeit; löst man sie nun aus ihrer Bindung und gewährt ihr Entwicklung, so entsteht Utopie. Es ist ein ähnlicher Vorgang, wie wenn ein Forscher die Veränderung eines Elements in einer zusammengesetzten Erscheinung betrachtet und daraus seine Folgerungen zieht; Utopie bedeutet das Experiment, worin die mögliche Veränderung eines Elements und die Wirkungen beobachtet werden, die sie in jener zusammengesetzten Erscheinung hervorrufen würde, die wir Leben nennen.“*³

Raymond Ruyer hebt wiederum hervor, daß dieses Experiment Utopie unter exakt festgelegten Regeln abläuft: *„Die Utopie ist ein Spiel, aber ein ernstes Spiel. Der Utopist hat einen Sinn für andere Möglichkeiten der Natur, aber er entfernt sich nicht von den Grunderkenntnissen der Natur. Er verändert die Welt, das ist etwas völlig Unterschiedliches. Die Utopie hat weder den kindlichen Charakter eines Feenmärchens noch den*

1 Jean Servier, *Der Traum von der großen Harmonie. Eine Geschichte der Utopie*, München 1972, S. 293f.

2 Helmut Swoboda, *Utopia. Geschichte der Sehnsucht nach einer besseren Welt*, Wien 1972, S. 13ff.

3 Robert Musil, *Gesammelte Werke*, Bd. I, Hamburg 1978, S. 246.

*morbiden Charakter einer phantastischen Erzählung [...] Die meisten Utopien jedoch sind sehr rationalistisch, manchmal auf eine aggressive Art. Es ist der Mensch, der spielt, Gott zu sein und nicht der Mensch, der von einer göttlichen Welt träumt.*⁴

Wenn man jedoch die Utopie im Sinne von Musil oder Ruyer als gedankliches Spiel mit Möglichkeitsformen begreift, so ist es erstaunlich, mit welcher formalen Strenge dieses Gedankenspiel im Laufe der Jahrhunderte ausgeübt wurde. In den klassischen Utopien herrscht eine so weitgehende Übereinstimmung in den Gedanken über die neue gesellschaftliche Ordnung, daß man versucht hat, Klassifizierungen der utopischen Topoi vorzunehmen.⁵

Zu diesen festen Topoi der Utopien zählt auch die Beschreibung der Stadt. Der Zusammenhang zwischen Stadt und Utopie ist historisch gesehen evident, wenn man sich vor Augen führt, daß der Ursprung der Utopie im antiken Griechenland liegt. Die Staatslehren von Platon und Aristoteles, auf denen letztlich alle abendländischen Utopien basieren,⁶ gehen beim Aufbau des idealen Staatswesens von der Struktur ihrer Stadtstaaten aus. In der griechischen Polis war die Stadt gleichbedeutend mit der Organisation des Allgemeinwesens: „Der griechische Kulturraum findet wieder zu einem Begriff der Stadt zurück, der in seiner Gesamtheit auf den Menschen bezogen ist“,⁷ so Benevolo, der weiters schreibt: „Es ist die Architektur, die dem Gesamttraum, den der Mensch bewohnt, seine Homogenität und Würde verleiht. Beide, das theoretische Konzept der Stadt und das konkrete Vorbild, sind von so universal Gültigkeit, daß sie sich auch in den Staatswesen durchsetzten, die wesentlich mehr als die myrioi umfassen, jene zehntausend Männer, die nach Aristoteles die obere Grenze für ein funktionierendes demokratisches Gemeinwesen bilden.“⁸

Utopien sind aber auch aufgrund ihrer systemimmanenten Struktur auf einen städtischen Kontext bezogen. Nach Mucchielli repräsentiert die Stadt eine symbiotische soziale Ordnung, da sie eine menschliche Schöpfung ist, die das Leben der Individuen überdauert. Sie steht für eine symbolische Ewigkeit.⁹ Ruyer erklärt: „Die Utopie ist notwendigerweise urbanistisch orientiert, denn die Stadt manifestiert die Herrschaft des Menschen. Man kann sogar sagen, daß die Utopie darauf besteht, psychologische und soziale Probleme wie Probleme der Architektur und des Städtebaus zu behandeln. Gelegentlich scheint sie die lebendigen Menschen wie simple Accessoires jener Steine zu be-

4 Raymond Ruyer, *L'utopie et les utopies*, Paris 1950, S. 4. Sämtliche Übersetzungen aus dem Französischen, sofern nicht anders angegeben, von der Verf.

5 Roger Mucchielli, *Le mythe de la cité idéale*, Paris 1960, S. 95ff.

6 Swoboda 1972, S. 13.

7 Leonardo Benevolo, *Die Stadt in der europäischen Geschichte*, München 1999, S. 20.

8 Benevolo 1999, S. 22f. Dasselbe Prinzip gilt auch für die italienischen Stadtstaaten der Renaissance, wie Hanno-Walter Kruft ausführt: „Stadt und Staat waren im Denken der Renaissance verwandte, zum Teil austauschbare Begriffe, d.h., die Möglichkeit wurde selbstverständlich, die Stadt als Ausdruck des Staates zu sehen.“ Hanno-Walter Kruft, *Städte in Utopia. Die Idealstadt vom 15. bis ins 18. Jahrhundert zwischen Staatsutopie und Wirklichkeit*, München 1989, S. 13.

9 Mucchielli 1960, S. 178.

trachten, die sie bewohnen.“ In Richtung der Architekten und Städteplaner stellt Ruyer schließlich fest: „Umgekehrt steckt in jedem Urbanisten ein Utopist, der nur danach verlangt, zu erwachen.“¹⁰ Letztere Feststellung ist besonders folgenschwer in Bezug auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Utopie und Städteplanung, denn sie besagt, daß hier keine klar definierte Grenzen zwischen der Vorstellung und der Umsetzung in der Praxis bestehen. Auf der einen Seite stehen die Verfasser utopische Schriften, in denen ideale Städte entworfen werden, auf der anderen Seite Architekten und Bauherren, die sich als Städtebauer versuchen und dabei die rein technischen Belange überschreiten und sich zusammen mit der Architektur die ideale Gesellschaft vorstellen, die sie bewohnen sollte. Der Unterschied zwischen ersteren und letzteren ist jedoch oft nur ein gradueller.

iii. Stadtutopie, Idealstadt und regelmäßige Stadt

Utopien verlangen zwar nach klaren Stadtbildern, damit ist aber noch nicht geklärt, ob eine utopische Stadt einfach mit dem Begriff „Idealstadt“ gleichzusetzen ist. Allerdings ist dies in erster Linie ein semantisches ein Problem: Im italienischen Wort „città“ oder im französischen „cité“¹¹ lebt die Allianz von Wohnort und Gemeinwesen, wie sie die griechische Polis manifestiert, weiter. Die deutsche Sprache hingegen kennt kein Wort, das diesen Doppelsinn zum Ausdruck bringen könnte. Wolfgang Braunfels schlug deshalb vor, für Städteplanungen, die „zugleich einem Erziehungswerk dienen sollten, der Verwirklichung einer vollkommenen Staats- und Lebensordnung“, die Bezeichnung „Stadtutopien“ zu verwenden.¹² Dieser Begriff, der sich seitdem in unserem Sprachgebrauch durchgesetzt hat, verfügt über den Vorteil, auf den utopischen oder idealen Aspekt hinzuweisen und anzudeuten, daß es neben den Fragen der architektonischen Gestaltung auch um philosophische, soziokulturelle, pädagogische oder religiöse Dimensionen geht, die in das Stadtkonzept integriert werden sollen.

Das Äquivalent der Stadtutopie, die ideale Stadt, läuft hingegen häufig Gefahr, einseitig mißverstanden zu werden, wie dies Hanno-Walter Kruft ausgeführt hat: „Der Begriff ‚Idealstadt‘ wurde bisher meist auf besonders regelmäßige Stadtanlagen angewandt. [...] Folgt man diesen Definitionen, würde das bedeuten, daß praktisch alle einheitlich und regelmäßig geplanten Stadtgründungen Idealstadtcharakter besitzen, sofern sie den wirt-

10 Ruyer 1950, S. 43.

11 Andererseits kann die französische Sprache gegebenenfalls auch zwischen „cité“ im Sinne von städtischer Gemeinschaft und „ville“ im Sinne von gebauter Anlage unterscheiden, wie Diderot dies in der von ihm herausgegebenen „Encyclopédie“ tut: Encyclopédie ou dictionnaire raisonnée des sciences, des arts et des métiers, par une Société des Gens de Lettres. Mis en ordre et publié par M. Diderot ... et quant à la partie mathématique, par M.D’Alembert, Paris 1751–1765.

12 Wolfgang Braunfels, Abendländische Stadtbaukunst: Herrschaftsform und Baugestalt, Köln 1977, S. 132.

schaftlichen Bedingungen ihrer Zeit entsprechen. Diese Betrachtungsweise ist sehr formalistisch und verzichtet auf die Möglichkeit, ‚Idealstädte‘ als Ausdruck eines utopischen Gestaltungswillens zu verstehen.“¹³ Ähnlich argumentierte bereits Hermann Bauer: „Vorausbemerkt sei noch, daß die Bezeichnung ‚Idealstadt‘, in der Kunstgeschichte ein fester Begriff, im Deutschen, wenn nicht unzulässig, so doch, für solche Projekte gebraucht, falsche Vorstellungen zu erwecken imstande ist. Während im Italienischen – der jüngere Vasari nennt sein Stadtprojekt *città ideale* – der Zusammenhang des Wortes mit der ‚Idea‘ spürbar ist und damit in einer Nuance noch die ‚Inventione‘ anklingt. Im heutigen deutschen Sprachgebrauch denken wir nur an ‚perfekt‘.“¹⁴

Nun wäre es naheliegend, zwischen „Idealstädten“ im Sinne von rein schematischen Anlagen und „Stadtutopien“ im Sinne von Siedlungen mit utopischen Anspruch zu unterscheiden, doch abgesehen davon, daß eine messerscharfe Separation der Kategorien nicht immer möglich ist und oft auch gar keinen Sinn macht, ist es ein Faktum, daß sich für die fremdsprachige Fachliteratur dieses Problem gar nicht stellt, was bereits zu Mißverständnissen und Übersetzungsproblemen geführt hat.¹⁵

Kruft hingegen plädiert für eine Neubewertung des Begriffes „Idealstadt“, als Versuch von Städtegründungen, „denen eine Staats- oder Sozialutopie zugrunde liegt, die von einem einzelnen oder einer Gemeinschaft entwickelt worden ist. Die Städte gewinnen ihren ‚idealen‘ Charakter dadurch, daß sie durch die ästhetische Reflexion ihrer Erbauer als formale Äquivalente der zugrundeliegenden Utopie angelegt sind. Utopie, ästhetische Reflexion und urbanistische Umsetzung müssen zusammentreten, wenn man von einer ‚Idealstadt‘ sprechen soll.“¹⁶ Die Grenzen zwischen Stadtutopie und Idealstadt müssen auch für Kruft zwangsläufig fließend sein: „Das ‚Utopische‘, Nicht-Wirkliche der Utopie geht in unserer Fragestellung auf eine logisch unscharfe Weise in die Wirklichkeit über, die ebenfalls ihre scharfen Konturen verliert. Doch genau in diesem Bereich der Grenzüberschreitung ist die Idealstadt angesiedelt.“¹⁷

Es sei hier lediglich ein Beispiel für diese Problematik genannt: Die hufeisenförmige Saline von Chaux, die Ledoux 1775–78 erbaute, stellt wohl eine Idealstadt im

13 Kruft 1989, S. 10.

14 Bauer 1965, S. 99.

15 Ein Beispiel: Virgilio Vercellonis Publikation heißt im Originaltitel „Atlante storico dell' idea europea della città ideale“, also „Historischer Atlas der europäischen Idee von der idealen Stadt“. Der deutsche Titel „Europäische Stadtutopien...“ ist genaugenommen unzutreffend, da Vercelloni nicht zwischen Idealstädten und Stadtutopien im Sinne von Braunfels unterscheidet. Auch die Verkürzung von der „europäischen Idee“ zu „europäischen Stadtutopien“ ist nicht glücklich, da sich die Präsentation nicht auf den geographischen Raum von Europa beschränkt sondern auch Projekte in Übersee behandelt.

16 Kruft 1989, S. 10f. In einem ähnlichen Sinn sieht Helen Rosenau die ideale Stadt, die sagt: „[...] an ideal city represents a religious vision, or a secular view, in which social consciousness of the needs of the population is allied with a harmonious conception of artistic unity [...] the most striking feature the ideal images have in common: they are based on a believe in betterment, either on this earth or in the hereafter.“ Helen Rosenau, *The Ideal City, its Architectural Evolution in Europe*, New York 1983, S. 13.

17 Kruft 1989, S. 15.

Sinne von Krufts Definition dar. Die kreisrunde Stadt Chaux, die Ledoux später in seiner „*Architecture*“ bis in die kleinsten Details beschrieb, ist reine Utopie. Ledoux unterscheidet jedoch nicht zwischen dem gebauten und dem utopischen Werk – ein Umstand, der in der älteren Fachliteratur für einige Verwirrung und Irrtümer gesorgt hat.¹⁸ Für eine Beurteilung des Lebenswerks des Architekten müssen gleichwohl beide Aspekte herangezogen werden, denn das Realisierte und das Nicht-Realisierte sind Bestandteile derselben Schöpfung. Grenzfälle dieser Art finden sich jedoch sehr häufig in der Auseinandersetzung mit Utopien und Idealstädten. Auch über den Rang der architekturtheoretischen Schriften ließe sich trefflich streiten: sie sind Vorlagensammlungen, soweit sie existierende Bauten reproduzieren, sie nähern sich der idealen Planung, sofern sie von Regeln, Maßen, Proportionen etc. handeln und sie werden zu Utopien, wenn sie den rein bautechnischen Bereich überschreiten und soziale oder politische Reflexionen anstellen. Meist sind sie jedoch von allem etwas.

Regelmäßige Städte existieren jedenfalls nicht nur in der Utopie, sondern auch in der Realität, ohne daß automatisch ein Idealstadtanspruch besteht. Nach der Ansicht Krufts ist die Symmetrie keineswegs das wichtigste Merkmal utopischer oder idealer Städte: „*Regelmäßigkeit der Planung kann als formales Kriterium nicht konstituierend sein. Idealstädte in unserem Sinn können regelmäßig angelegt sein, aber sie müssen es nicht.*“¹⁹ Xavier Malverti und Pierre Pinon haben sich in einer jüngeren Publikation mit dem Phänomen der Gleichförmigkeit im Städtebau befaßt und kommen zu dem Schluß: Die Regelmäßigkeit der Stadt geschehe oft genug nur der Einfachheit wegen, weil komplexere Ordnungen nur zusätzliche Schwierigkeiten aufwerfen würden.²⁰ Das selbe Resümee zieht deren Co-Autor Mario Sartor, der Städtegründungen in Lateinamerika untersucht und betont, daß es völlig überflüssig wäre, in den Schachbrettrissen der Kolonialstädte einen idealen oder gar utopischen Aspekt erkennen zu wollen: vielmehr wären diese Städte schlicht und einfach nach einem allgemein praktizierten Schema erbaut worden.²¹

Die selbe Mischung von Einfallslosigkeit und Streben nach raschem Profit zeichnet nach Lewis Mumford auch für die Gitternetzpläne in den amerikanischen Städten des 19. Jahrhunderts verantwortlich: „*Wenn die Stadtplanung unter allen menschlichen Bedürfnissen und Verrichtungen allein auf die des Geschäftslebens Rücksicht nimmt, so*

18 Zur Problematik der Planungsphasen von Chaux und der Datierung von Ledoux Werken: Wolfgang Herrmann, *The Problem of Chronology in Claude-Nicolas Ledoux's Engraved Work* in: *Art Bulletin* Vol. XLII, September 1960, S. 191–210; Johannes Langner, *Ledoux' Redaktion der eigenen Werke für die Veröffentlichung* in: *ZfKG* Bd.23, 1960, S. 136–166; Adolf Max Vogt, *Boulées Newton-Denkmal. Sakralbau und Kugelidee*, Basel/ Stuttgart 1969, S. 327ff.

19 Kruft 1989, S. 11.

20 Xavier Malverti/ Pierre Pinon (Hg), *La ville régulière. Modèles et tracés*, Paris 1997, S. 9f.

21 Mario Sartor, *Types et modèles urbains dans l'Amérique Espagnol entre le XVIe et le XVIIe siècle* in: Malverti/ Pinon 1997, S. 87–97.

läßt sich die Anlage einer Stadt vereinfachen. Für den Geschäftsmann ist diejenige Planung ideal, die sich am schnellsten auf die monetäre Einheit zum Zwecke des Kaufs und Verkaufs reduzieren läßt. Die Grundeinheit ist nicht mehr die Nachbarschaft oder der Bezirk, sondern das einzelne Baugrundstück, dessen Wert man nach der Länge der Straßenfront berechnen kann. Am vorteilhaftesten ist dann ein Rechteck mit schmaler Front und großer Tiefe, das den Gebäuden, zumal den Wohnhäusern, die sich ihm anpassen, ein Minimum an Licht und Luft läßt. Solche Grundstücke erwiesen sich gleichermaßen vorteilhaft für den Landmesser, den Grundstücksspekulanten, den Bauunternehmer und den Rechtsanwalt, der den Kaufvertrag aufsetzte. Ferner begünstigten dieser Grundstücke den rechteckigen Häuserblock, der wiederum für die Erweiterung der Stadt zur Grundeinheit wurde.²²

Es existieren also zwei völlig konträre Auffassungen von Regelmäßigkeit und Symmetrie im Städtebau: die eine als kunstvolle Komposition von Raumteilung und Platzfolgen, die andere als simpelstes Mittel zur raschen Parzellierung meist infolge eines Baubooms und ohne Gelegenheit zu einer gründlichen Planung. Ein regelmäßiger Stadtplan allein ist demnach noch kein Indikator dafür, ob eine Idealplanung vorliegt oder nicht. Doch auch wenn ein solcher Anspruch vorhanden ist, so garantiert dies noch lange nicht, daß der ausgeführte Plan hält, was die Vorstellung versprochen hatte: „Es liegt im Wesen der Utopie, daß sie aufhört, Utopie zu sein, wenn sie sich als realisierbar erweist“, stellt Krufft in diesem Zusammenhang fest.²³ Versucht man, ideale Pläne zu verwirklichen, so werden diese zu einem normalen Teilgebiet des Städtebaus und die Schönheit der Gedankenkonstruktion macht einer oft recht nüchternen Wirklichkeit Platz. „Idealstädte machen als Abbild von Utopien sichtbar, wie gedankliche Experimente beim Eintritt in die Wirklichkeit ihre Faszination verlieren und in Alltag übergehen.“²⁴

iv. Städtebauliche Schemata der utopischen Städte

Andererseits läßt sich jedoch nicht abstreiten, daß utopische oder ideale Städte fast immer gekennzeichnet sind durch ihre völlig regelmäßige, geometrisch durchkonstruierte und symmetrische Form – abgesehen von den wenigen Ausnahmen, von denen später die Rede sein soll. Dieses Phänomen hat die meisten Autoren, die sich mit diesem Thema befaßten, frappiert: „Alle utopischen Welten sind symmetrisch, regelmäßig arrangiert wie ein italienischer oder französischer Garten. Diese Symmetrie, diese regelmäßige Organisation geht oft bis zur Manie, und scheint bei vielen Utopisten in eine Tendenz zur Schizophrenie und ihren Hang zu geometrischen Konstruktionen zu neigen“, schreibt Ruyer.²⁵ Er bezweifelt jedoch, daß es sich hierbei um eine Frage der künst-

22 Lewis Mumford, Die Stadt. Geschichte und Ausblick, Köln/ Berlin 1963, S. 490f.

23 Krufft 1989, S. 9.

24 Krufft 1989, S. 19.

25 Ruyer 1950, S. 41.

lerischen Gestaltung handelt. Vielmehr ginge es darum, „daß sich die Herrschaft des Menschen, die sich über die Herrschaft der Natur erhebt, durch die gerade Linie, den rechten Winkel, die Symmetrie und die Regelmäßigkeit charakterisiert wird.“²⁶ Für Ferdinand Seibt stellt die Architektur die sichtbare Ausgewogenheit zwischen dem Menschen und seiner Umwelt her: „Der harmonische Umweltplan sollte die gesellschaftliche Harmonie begründen.“²⁷ Daher würden auch die Vorliebe für geometrische Grundformen wie Kreis, Quadrat, rechter Winkel und schachbrettförmige Anordnungen herühren.

Nicht nur die Neigung zum Schematismus ist offensichtlich, mehr noch, das gestalterische Repertoire ist erstaunlich gering, wenn man die Fülle von Utopien im Laufe von über zwei Jahrtausenden überblickt – es basiert im Grunde genommen nur auf zwei bis drei Grundrißtypen. Bereits in der ersten Stadtutopie der abendländischen Geschichte, in Platons Schilderung von Atlantis, treffen wir auf das beliebteste Figureschema: die Gestalt der Stadt in konzentrischen Kreisen, deren Straßen radial auf das Zentrum zulaufen.²⁸ Ob die Gestalt von Atlantis eine Idealform beschreibt oder auf einer älteren mündlichen Überlieferung beruht, ist in diesem Zusammenhang zweitrangig. Der Kreis als Zeichen der Stadtmauer mit den sich rechteckig kreuzenden Straßen in seiner Mitte ist womöglich das älteste Symbol für die Stadt schlechthin.²⁹

In der christlich-abendländischen Tradition verband sich die kreisrunde Städtegestalt überdies mit der Vorstellung von Jerusalem (Abb. 1). Dies entsprach nicht den realen Gegebenheiten, denn das historische Jerusalem, soweit es durch Pilgerberichte bekannt ist, war nicht rund. Werner Müller vertritt die Annahme, daß der viergeteilte Kreis eine „verständliche Abbeviatur“ darstellte, ein Symbol, das allgemein geläufig war.³⁰ Noch erstaunlicher ist jedoch der Umstand, daß sich diese Vorstellung auch auf das Himmlische Jerusalem übertrug, obwohl die Himmelsstadt im Text der Offenbarung unmißverständlich als Quadrat geschildert wird. Müller vermutet darin ein altes archetypisches Vorstellungsmuster, daß eine unbezwingliche Faszination ausübt: „Aber weder das biblische Zeugnis noch der blanke Augenschein haben die Abendländer davon abhalten können, das Bild der Ringstadt mit Straßenkreuz hervorzuholen, sobald das Stichwort ‚Jerusalem‘ die religiöse Phantasie entfacht. Hier muß

26 Ruyer 1950, S. 43.

27 Ferdinand Seibt, *Utopica. Modelle totaler Sozialplanung*, Düsseldorf 1972, S. 272.

28 Platon, *Sämtliche Werke*, Heidelberg o.J. Bd. 3. Neben dem Fragment *Kritias* mit der Schilderung der Stadtanlage wird Atlantis auch im *Timaios* kurz erwähnt. Die Vorstellung einer von Kreisen gebildeten Stadt kann älteren Ursprungs sein. Herodot berichtet von einer Städtegründung des Mederkönigs Deiokes aus dem 8. Jahrhundert v.Chr. Diese Stadt, Agbatana mit Namen, besteht aus sieben Mauerringen, die in verschiedenen Farben bemalt bzw. versilbert und vergoldet sind: Herodot, *Historien*. Deutsche Gesamtausgabe, Stuttgart 1971, S. 47 (I. Buch, 98).

29 Siehe Vercelloni 1994, Tafel I: die ägyptische Hieroglyphe für „Stadt“ ist ein viergeteilter Kreis.

30 Werner Müller, *Die heilige Stadt. Roma quadrata, himmlisches Jerusalem und die Mythe vom Welt-nabel*, Stuttgart 1961, S. 53ff.

eine andere, innere Wirklichkeit herrschen, die alle Erfahrung aus dem Feld schlägt. Der mittelalterliche Mensch sieht eben die Idealstadt als vierteiligen Kreis, und dieses Bild muß seit langen in den Köpfen festgesessen haben, sonst bliebe der von ihm ausstrahlende Gedankenzwang unerklärlich.“³¹

In den Utopien des Humanismus verschmelzen schließlich die platonische und die christliche Tradition. Das radiale Stadtschema wird beinahe zur stereotypen Formel: In der Schrift „*Commentariolus de Eudaemonensium Republica*“ von Kaspar Stiblin verdankt die Stadt ihren Grundriß unzweifelhaft einer Kombination der Schilderung von Atlantis und dem Modell des idealen Jerusalems.³² In der „*Mondo savio e pazzo*“ von Antonio Francesco Doni (1552) wird eine kreisrunde Stadt mit hundert Toren geschildert, von denen hundert Straßen in das Zentrum laufen, wo sich ein mächtiger Tempel erhebt, dessen Kuppel sechs mal größer ist als jene des Domes von Florenz.³³ In Tomaso Campanellas Sonnenstaat (1601) liegt die Stadt auf einem Hügel. „*Sie ist in sieben große Kreise eingeteilt, die nach den sieben Planeten benannt sind. Aus einem in den andern gelangt man auf vier Wegen und durch vier Thore, die nach den vier Weltgegenden gerichtet sind.*“³⁴ Die „*Nova Solyma*“ von Samuel Gott (1648) verfügt über einen oktagonalen Stadtgrundriß, mit Toren nach den vier Himmelsrichtungen und mit einem Marktplatz und einer Warenbörse im Zentrum.³⁵ In der „*Reise zum Mittelpunkt der Erde*“ von Jacques Just-Albin (1821) werden unterirdische Städte geschildert, deren Straßen strahlenförmig von einem zentralen Platz ausgehen.³⁶ Ebenso sind die Städte Altruriens in William Dean Howells „*A Traveller from Altruria*“ (1894) rund.³⁷ Die Faszination für das Radialschema läßt sich bis in das 20. Jahrhundert verfolgen. Noch an El Lissitzkys Umbauplänen für Moskau (1923–26) kann man es nachvollziehen: die acht berühmten „*Wolkenbügel*“ sollten an den Ausfahrtsstraßen stehen und in Richtung des zentral gelegenen Kremls weisen.

Eine Sonderform des Radialschemas ist das Quadrat, das auf das Zentrum orientiert ist. Ein bekanntes Beispiel ist Dürers Idealstadtentwurf von 1527.³⁸ Seine Quadratstadt diente möglicherweise als Vorbild für die Planung von Freudenstadt, von Heinrich Schickhardt ab 1599 erbaut. Diese kleine Stadt wiederum inspirierte

31 Müller 1961, S. 56f; dazu auch: Paul von Naredi-Rainer, Salomons Tempel und das Abendland: Monumentale Folgen historischer Irrtümer, Köln 1994, S. 88ff.

32 Kaspar Stiblin, *Commentariolus de Eudaemonensium Republica*, Basel 1555 (geschrieben 1553), übersetzt und kommentiert von Isabel-Dorothea Jahn, Regensburg 1994, S. 9. Das Buch gilt als erstes Nachfolgewerk der „*Utopia*“ von Thomas Morus.

33 Vercelloni 1994, Tafel 59; Manguel, Alberto/ Guadalupe, Gianni, Von Atlantis bis Utopia. Ein Führer zu den imaginären Schauplätzen der Weltliteratur, München 1981, S. 239.

34 Tomaso Campanella, *Der Sonnenstaat* (1623), München 1900, S. 6.

35 Manguel/ Guadalupe 1981, S. 246.

36 Manguel/ Guadalupe 1981, S. 15–17.

37 Manguel/ Guadalupe 1981, S. 21f.

38 Krufft vermutet, daß Dürer ein Holzschnitt der aztekischen Hauptstadt Tenochtitlán bekannt war, der zusammen mit den Briefen von Hernando Cortés an Karl V 1524 in Nürnberg erschien. Krufft 1989, S. 68ff; Bauer 1965, Abb. 10.

Johann Valentin Andreae zu dem quadratisch-radialen Plan seiner Christianopolis (1619). James Silk Buckingham benutzte dasselbe Schema zweihundert Jahre später für seine Idealstadt Victoria (Abb. 1).³⁹ Die Mustersiedlung Ackroyden, die 1859 von Oberst Ackroyd in Planung gegeben wurde, erbaute George Gilbert Scott in enger Anlehnung an den Plan von Victoria als quadratische Anlage mit einer doppelten Reihe von kleinen Häusern im neogotischen Stil.⁴⁰

Obwohl die radiale Stadt in den Utopien eindeutig Präferenz genießt, sind dennoch nur äußerst selten Versuche unternommen worden, sie in die Realität umzusetzen. Es gibt einige Festungsstädte, die sternförmigen Grundrissen folgen, worunter Palmanova (1593) die bekannteste ist. Auch einige Städte wie Grammichele auf Sizilien, das nach einem Erbeben zu Beginn des 18. Jahrhunderts neu erbaut wurde, folgen diesem Schema. Es handelt sich hierbei allerdings durchwegs um kleine Ortschaften. Nur einmal wurde versucht, einen fächerförmigen Stadtplan in großstädtischem Maßstab in einer Zivilstadt zu verwirklichen: in Karlsruhe, wo Marktgraf Karl Wilhelm von Baden-Durach ab 1715 Schloß und Stadt errichten ließ.⁴¹ Doch auch hier ist nur der Stadtkern nach dem Idealplan gestaltet, während in den angrenzenden Vierteln bereits wieder Blockverbauung herrscht.

Der Nachteil eines sternförmigen Plans ist leicht zu erkennen: er erlaubt es nicht, mehrere Monumentalbauten, wie sie für die Infrastruktur einer Großstadt notwendig sind, in das Stadtkonzept zu integrieren. Er favorisiert nur einen einzigen Bauplatz, jenen im Zentrum, während alle anderen Bauten auf konischen oder trapezförmigen Grundstücken errichtet werden müßten, was eben keine ideale Voraussetzung darstellt. So läßt sich die strahlenförmige Idealstadt nur als Anlage im kleinen Maßstab denken, mit einem repräsentativen Bau im Zentrum und einheitlich gestalteten Wohnhäusern entlang der Ausfahrtsstraßen. Oder aber der Architekt greift zu ungewöhnlichen Lösungen wie Heinrich Schickhardt in Freudenstadt, wo er die Pfarrkirche an der Ecke des Marktplatzes als „Winkelhakenbau“ errichtete.⁴²

Anders verhält es sich jedoch in der Frage der Gestaltung von Plätzen. Während der radiale Stadtplan im Ganzen für die Bedürfnisse einer Großstadt ungeeignet ist, macht es andererseits Sinn, innerhalb einer Stadt Sternplätze einzurichten, da sie vorteilhaft bei der Verteilung und Lenkung des Verkehrs wirken. Dies beweist Haussmanns Stadtkonzept für Paris recht eindrucksvoll, wo an vielen neuralgischen Punkten Kreisplätze liegen, in die von allen Seiten Straßen einmünden und gleichzeitig leichten Zugang nach allen Richtungen gewähren.

Von den Schwierigkeiten, radialen Stadtplan und ideale Architektur zu verbinden, zeugen übrigens zwei der prominentesten Utopien. Filaretos utopische Stadt Sforzinda

39 Julius Posener, Howard's „Tomorrow“ - ein gründlich mißverstandenes Buch in: Ebenezer Howard, Gartenstädte von morgen. Das Buch und seine Geschichte, Berlin 1968, S. 20f.

40 Posener 1968, S. 21f.

41 Benevolo 1999, S. 173.

42 Krufft 1989, S. 76ff.

(1460) ist auf einem sternförmigen Grundriß errichtet, erzeugt aus zwei übereinandergelegten Quadraten (Abb. 1). Von den Toren und äußeren Wachtürmen führen die Straßen in das Zentrum. Der innere Stadtkern wird von einer Ringstraße umgeben, die sich mit den radial einmündenden Straßen kreuzt. An diesen Kreuzungspunkten sind kleinere Plätze vorgesehen etc.⁴³ Soweit folgt der Plan einem rational nachvollziehbaren Schema. Doch Filarete fährt daraufhin fort, Pläne zu entwerfen und präsentiert einen wahren Musterkatalog aller öffentlichen Bauten, die sich ein Architekt zu seiner Zeit vorstellen konnte. Es wird mit dem Umfang der Planung aber zunehmend unmöglich, diese Gebäude so anzuordnen, daß sie sich in den Stadtplan harmonisch einfügen (auch wenn man in Betracht zieht, daß ein Teil dieser Bauten für die Hafenstadt Plusiapolis bestimmt ist). Vor allem bleibt ungeklärt, wo der berühmte „Turm der Tugend und des Lasters“, den Filarete wahrscheinlich für die Krone seiner Schöpfung hält, seinen Standort haben soll.⁴⁴ Die Fülle der Einzelpläne geht auf Kosten des Gesamtkonzepts. In genau dasselbe Dilemma schitterte Ledoux drei Jahrhunderte später bei der Planung von Chaux: die über 50 einzelnen Gebäude der Stadt lassen sich in Wirklichkeit in keinen Gesamtplan mehr fassen. *„Das Projekt von Chaux, das auf den ersten Blick in sich und mit der Saline als eine geschlossene Einheit erscheint, löst sich bei eingehender Betrachtung [...] ab und zerlegt sich in widerspruchsvolle Bestandteile.“*⁴⁵ Langner sieht vielmehr eine letzte Schaffensphase im Werk von Ledoux, in der er, *„sich in völlige Utopie steigend, das Stadtganze vergißt und nur noch in Einzelentwürfen denkt.“*⁴⁶ Doch es handelt sich auch um eine Problematik, die dem Kreisschema innewohnt, während ein Schachbrettplan um Grunde genommen beliebig und problemlos in der Planung erweitert werden kann.

Der Quadratrasterplan stellt nach dem Radialplan das beliebteste Schema für ideale Städte dar. Der Ursprung ist – wie so oft in solchen Fällen – nicht mehr eindeutig auszumachen. Erste Ansätze für regelmäßige Planung lassen sich schon in der späthelladischen Zeit (um das 2. Jahrtausend v. Chr.) auf Zypern nachweisen, im 7. Jahrhundert v. Chr. praktizierte man ebenfalls bereits regelmäßigen Städtebau.⁴⁷ Herodot schildert in seinen „Historien“ das alte Babylon unter Kyros als viereckige, wohlgeordnete Stadt, die von Graben und Mauern umgeben ist, durchwegs dreistöckige und vierstöckige Häuser aufweist und von geradlinigen Straßen durchzogen wird.⁴⁸

In der Überlieferung, die für die abendländische Geistesgeschichte relevant ist, gilt Hippodamos von Milet (ca. 475–400 v. Chr.) als Erfinder des Schachbrettplans, der um

43 Wolfgang von Oettingen, Antonio Averlino Filaretos Tractat über die Baukunst, Wien 1890, S. 90 ff.

44 dazu auch: Hanno-Walter Kruft, Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart, München 1991, S. 56ff.

45 Langner 1960, S. 157.

46 Langner 1960, S. 189.

47 Werner Müller/ Günther Vogel, dtv-Atlas zur Baukunst, München 1983, Bd. I, S. 167.

48 Herodot 1971, S. 81 (Die Schilderung Babylons: I. Buch, 177–183).

die Mitte des 5. Jahrhunderts v.Chr. seine Vaterstadt sowie die Städte Piräus, Rhodos und Thurioi neu erbaute. Sein Name ist durch Aristoteles überliefert, der sich jedoch eher kritisch über ihn äußert.⁴⁹ Neben Hippodamos, der in Wahrheit nicht der Erfinder des nach ihm benannten Systems ist, gilt auch das römische Castrum als Ursprung des Quadratrasterplans: „Der hippodamische Stadtgrundriß und die römische Heeresordnung, wie sie etwa durch Polybios überliefert ist, stellen das disziplinierteste formale Muster dar, das sich für die Stadtplanung verwenden ließ“, schreibt Oechslin.⁵⁰ Lorenz hält jedoch dagegen, daß der Einfluß des Castrums auf den römischen Städtebau überschätzt wird: nur unter Cäsar hätte es eine Affinität von Militärlagern und Stadtplanung gegeben, ansonsten hätte man zwar eine Blockverbauung praktiziert, jedoch ohne Geometrie um jeden Preis.⁵¹ Bei Militärstädten im Mittelalter und in der Neuzeit hielt man sich hingegen sehr oft an ein strenges Rasterschema.

Rasterförmig ist auch der Plan der Stadt Amaurotum in Thomas Morus' „Utopia“, die als fast quadratische, gut befestigte Anlage am Hang eines Berges geschildert wird.⁵² Zahlreiche spätere Utopien folgen dem Modell der „Utopia“: Der Schachbrettplan findet sich in Louis-Sébastien Merciers „L'an 2440“ (1772), in Etienne Cabets „Reise nach Ikarien“ (1839), in Benjamin Ward Richardsons „Hygeia. A City of Health“ (1876), in France-Ville aus Jules Vernes Roman „Die fünfhundert Millionen der Begum“ (1879), in Edward Bellamys seinerzeitigen Erfolgsroman „Ein Rückblick aus dem Jahr 2000“ (1887) und in vielen anderen mehr. Oft werden auch die flachen Dächer oder andere Details aus der „Utopia“ übernommen.

Der Rasterplan war außerdem das bevorzugte Modell für die Städtegründungen in der Neuen Welt. Es wurde bereits ausführlich dargelegt, daß ein regelmäßiger Plan nicht zwangsläufig auch ein idealer sein muß. Andererseits sind solche Überlegungen aber auch nicht völlig auszuschließen. Naredi-Rainer hat darauf hingewiesen,

49 Aristoteles, Politik, Paderborn 1959, II,8: „Er war es auch, der die Zerstörung der Städte erfand und den Piräus zerschnitt und auch sonst in seinem Lebenszuschnitt aus Geltungssucht etwas Ungewöhnliches hatte, so daß manche ihn für einen Hanswurst hielten [...]“. Hierzu: Thuri Lorenz, Römische Städte, Darmstadt 1987, S. 54f. Leon Battista Alberti schrieb allerdings am Beginn der Neuzeit in seinen „Zehn Büchern über die Baukunst“, – die kritischen Töne ignorierend – die Gedanken des Hippodamos hätten Aristoteles anscheinend nicht mißfallen, wodurch dessen Modell im Humanismus als vorbildhaft galt.

50 Werner Oechslin, J.J. Molls Napoléonsville als „irdisches Paradies“ in: Daidalos, 7, 1983, S. 47; Benevolo 1999, S. 23ff.

51 Lorenz 1987, S. 64–69. Auch das Cardo- und Decumanusprinzip (Ausrichtung einer Nord-Süd und einer Ost-Westachse), ist in Wahrheit ein Begriff, der aus der Feldvermessung kommt: ebenda, S. 43–45.

52 Thomas Morus, Utopia, London 1962, S. 59f. Manche Autoren haben Überlegungen darüber angestellt, ob Morus Schilderungen über die regelmäßig angelegten Inka- und Mayastädte der neuen Welt bekannt waren. Krufft hält solche Überlegungen angesichts der chronologischen Daten jedoch für unwahrscheinlich und betont, daß man bei Morus eine Reminiszenz an die Form des römischen Castrums annehmen muß. Krufft 1991, S. 247ff und 1989, S. 69: Die „Utopia“, wurde wahrscheinlich um 1515 geschrieben. Die Eroberung des Aztekenreiches erfolgte erst um 1519–21, die des Inkareiches erst um 1533.

daß die Rekonstruktionsversuche des Salomonischen Tempels möglicherweise auf den Städtebau in Übersee Auswirkungen hatte, insbesondere die Interpretation des Ezechiel-Kommentars durch Villalpando.⁵³

Im 18. Jahrhundert versuchte John Wood d.Ä., den regelmäßigen Stadtplan auf biblische Wurzeln zu zurückzuführen (Abb. 2). In einer hochkomplizierten Argumentationskette stellt Wood den Zusammenhang zwischen dem Salomonischen Tempel und dem Plan einer quadratischen, idealen Stadt her. In Verbindung damit soll kurz darauf hingewiesen werden, daß der Bau des Tempels Salomons im Zentrum der Lehre der Freimaurer steht. Die Schriftsteller, Philosophen und Architekten der Aufklärung hatten jedoch ein nahes Verhältnis zur Freimaurerei und von zahlreichen prominenten Persönlichkeiten ist ihre Mitgliedschaft bei einer Loge bekannt.⁵⁴ Dies bedeutet natürlich nicht, daß der Quadratrasterplan eine „freimaurerische Erfindung“ wäre. Doch geht man nicht ganz fehl in der Annahme, daß der Diskurs der Aufklärung in manchen Punkten von ihrer Lehre beeinflusst war. Da Comenius, Francis Bacon und Campanella als „Vorfahren“ der Freimaurer galten,⁵⁵ war es für deren Mitglieder und Sympathisanten wahrscheinlich naheliegend, sich mit Utopien zu beschäftigen.

v. Alternative Modelle von Stadtutopien.

Nur äußerst selten passiert es, daß ein utopisches Stadtmodell die Schemata von Kreis (bzw. Polygon) oder Quadrat mit radialen oder rasterartigen Straßenzügen durchbricht und andere Modelle vorzieht.

Joachim de Fiore entwirft eine Ordensverfassung zum Zusammenleben von Geistlichen verschiedenen Ranges und Laien (Abb. 1). Er unterscheidet sieben künftige Orden, die sich in ihrer Lebensweise, Tracht, Fastenordnung und sonstigen Umgangsformen voneinander unterscheiden. Die Wohnanlagen der Gemeinschaft beschreiben die Form eines lateinischen Kreuzes mit Predella und Sockel, auf dem die verschiedenen Orden und Klassen in hierarchischer Anordnung ihren Platz zugewiesen bekommen.

Von der mystischen-spätmittelalterlichen Gedankenwelt Joachims ist es ein weiter Sprung in das 19. Jahrhundert, doch erst dort trifft man wieder auf alternative

53 Naredi-Rainer 1994, S. 187ff; Krufft 1991, S. 250ff.

54 Daniel Ligou (Hg) Dictionnaire de la Franc-Maçonnerie, Paris 1987, o.p. Besonders berühmt war die Loge „Les Neuf Sœurs“, die so prominente Mitglieder wie Voltaire, Mercier, Desmoulins, Bailly, Abbé Prévost oder Danton zählte. Diderot, d’Alembert und Condorcet bekamen die Mitgliedschaft angeboten, traten aber nicht bei. Von prominenten Architekten ist bei Bernard Poyet, Charles-Alexandre Guillaumot, Jean-Jacques Lequeu, Charles de Wailly, Jacques Cellérier, Alexandre-Théodore Brongniart, Jean-François-Thérèse Chalgrin, Antoine-Chrysostome Quatremère de Quincy, Jean-Baptiste Rodelet u.v.a. ihre Zugehörigkeit zu Logen bekannt. Dazu auch: Anthony Vidler, *The Writing Of The Walls. Architectural Theory In The Late Enlightenment*, Princeton 1987, S. 83ff.

55 Daniel Béresniak, *Symbole der Freimaurer*, Wien 1998, S. 16.

Siedlungsmodelle. Die „lineare Stadt“ von Arturo Soria y Mata (ab 1882) stellt einen völligen Bruch mit allen bisher gekannten Stadtkonzepten dar. Er entwickelt seine Stadt entlang einer zentralen Hauptstraße. Soria y Mata legt großen Wert auf den Komfort und die Bequemlichkeit seines Wohnmodells, doch es ist der Verkehr, der das Leben in diesem Stadtkonzept bestimmt.⁵⁶

William Morris hingegen geht einen völlig konträren Weg: er strebt nach der Auflösung der Stadt. In seinen „*News from Nowhere*“ (1890) sind die Städte verschwunden, es gibt nur mehr Feldwege, von schattigen, pittoresken Baumgruppen gesäumt, und zwischendurch vereinzelt Häuser oder dorfähnliche Häusergruppen, die niedrig und aus Backsteinen gebaut sind, im besten Sinne von Arts & Crafts. „*Jetzt ist England ein Garten, in dem nichts öde, nichts verwahrlost ist, mit den nöthigen Wohnungen, Scheunen und Werkstätten, die über das ganze Land verstreut sind, alle schmuck, gesund und bequem.*“⁵⁷ (Abb. 3) Eine wenig bekannte Utopie mit dem Titel „*L'Anno 3000*“ von Paolo Mantegazza plädiert schließlich für ein Nebeneinander von geordneten und losen Strukturen: Die Metropole erhält regelmäßige Straßen und sternförmige Plätze in den repräsentativen Vierteln, etwa rund um den Regierungssitz, besitzt aber auch Viertel, die bewußt pittoresk gestaltet sind.

Ein Umstand, der in diesem Zusammenhang häufig übersehen wird, besteht schließlich darin, daß nicht alle Utopisten und Theoretiker an starren Stadtgrundrissen festhalten. Pragmatische Ratschläge wurden dabei in der Vergangenheit oft mit fixen Schemata verwechselt. Prominentestes Opfer dieses Irrtums war Vitruv. Bei seinen Erläuterungen über die Gliederung und Aufteilung einer Stadt weist Vitruv auf die richtige Orientierung der Haupt- und Nebenstraßen nach den Windrichtungen hin, um zugige Wohnquartiere zu vermeiden. Das Konstruktionschema, das Vitruv zur Ermittlung der Windlinien beschreibt, entspricht einem Oktagon, dessen Kanten auf die Haupt- und dessen Ecken auf die Zwischenhimmelsrichtungen weisen, in das ein abgedrehtes quadratisches Raster eingeschrieben ist. Damit will Vitruv jedoch keinen idealen Städtegrundriß festlegen, sondern lediglich ein Konstruktionsmittel vorgeben.⁵⁸ Ebenso wenig stellt Vitruvs Windrose eine Anleitung zum Bau von radialen Straßen innerhalb eines Stadtpolygons dar, wie dies Cesare Cesariano in seiner Vitruv-Ausgabe von 1521 irrtümlicherweise annahm und wie dies im Humanismus allgemein geglaubt wurde.⁵⁹

Alberti präferiert kreisförmige Städte, meint dies aber eher pragmatisch, wenn er sagt: „*Übrigens wird, was ich anderswo gesagt habe, die geräumigste Stadt von allen jene sein, die*

56 Arturo Soria y Mata, *La cité lineaire. Conception nouvelle pour l'aménagement des villes*, Hg. von Carlos Sambricio/ Ecole des Beaux-Arts, Paris 1984, S. 12f.

57 William Morris, *News from Nowhere*, dt.: *Kunde von Nirgendwo*, Stuttgart 1900, S. 25.

58 Heiner Knell, *Vitruvs Architekturtheorie*, Darmstadt 1985, S. 41.

59 Georg Germann, *Krumme Straßen. Städtebautheorie der Frühneuzeit* in: *Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege* 3, 1976, S. 16f.

rund ist; die sicherste, welche mit bauchigen Mauerkrümmungen umwallt ist, wie Tacitus schreibt, daß Jerusalem gewesen sein soll.“⁶⁰ Vermutlich schwebt ihm weniger die perfekte als vielmehr eine annähernde Kreisgestalt vor. Dies geht aus jener berühmten Stelle bei Alberti hervor, wo er sich über Straßenverläufe äußert. Seine Argumentation folgt hierbei in weiten Teilen Aristoteles: Zur Würde und zum Ansehen der Stadt würden gerade und breite Straßen viel beitragen. Zur Verteidigung wäre es aber besser, wenn der Zugang nicht frei auf das Tor gerichtet wäre. So empfiehlt Alberti, daß sich die Straßen wie ein Fluß hierhin und dorthin krümmen sollten, aus praktischen wie aus ästhetischen Gründen. Neben der größeren Sicherheit würde die Stadt auch größer erscheinen, beim Spaziergehen würden sich auf Schritt und Tritt neue Gebäudeansichten darbieten und die Macht der Winde wäre gebrochen.⁶¹ Eine schematische Städtegestalt läßt sich daraus nicht ableiten.

Ebenezer Howard zeichnet das Schema seiner Gartenstadt (1898) als Anlage aus konzentrischen Kreisen mit regelmäßigen Unterteilungen und sechs in exakten Abständen einmündenden Straßen, die im Zentrum auf einem Sternplatz zusammenlaufen. Am Rand der Illustration notiert er jedoch: „*A Diagram Only. Plan must depend upon site selected*“. Nach diesem Prinzip gingen die Architekten auch beim Bau der Gartenstädte Letchworth (ab 1903) und Welwyn (ab 1919) vor, die flexibel auf die lokalen Gegebenheiten reagierten. An die rigide Umsetzung einer sternförmigen Stadt hatte Howard nie gedacht: viel wichtiger war ihm, daß die innere Struktur seiner Mustersiedlungen funktionierte.

vi. Paris als Modell

Die Behauptung, daß man versuchte, die Großstadt Paris einer Idealstadt anzugleichen, steht im Widerspruch zur allgemein verbreiteten Meinung, daß Stadtutopien nur im kleinen Format denkbar sind. „*Zur Eigenheit der utopischen Stadt gehört, daß sie relativ klein ist. Sie ist Polis, Stadtstaat. [...] Das moderne Schreckensbild riesiger Einwohnerzahlen und übervölkerter Städte scheint im 15. und 16. Jahrhundert, wenn nicht auch noch bis zum 18. Jahrhundert, außerhalb der Vorstellung gewesen sein*“, schreibt Bauer.⁶² Auch Krufft erklärt: „*Eine Großstadt mit Idealstadtanspruch scheint undenkbar.*“⁶³ Dies gilt allerdings nur dann, wenn man den Begriff der Idealstadt ausschließlich für die klassischen Grundrißschemata verwendet. Bezieht man jedoch auch „pragmatische Utopien“ mit ein, die weniger auf eine bestimmte Gestalt als vielmehr auf eine funktionelle Struktur der Stadt abzielen, so können utopische Modelle genauso gut auf große Metropolen angewandt werden.

60 Alberti 1975, S. 184.

61 Alberti 1975, S. 201 und Germann 1976, S. 10ff.

62 Bauer 1965, S. 97.

63 Krufft 1989, S. 17.

Für ein klassisches Idealstadtmuster war Paris selbstverständlich zu groß und zu komplex, obwohl die Stadt durch ihre Lage sogar einige Voraussetzungen dazu mitbrachte. Durch ihr natürliches Wachstum hatte sie eine annähernd runde Form (rund wie ein Kürbis, spottet Mercier), und die wichtigsten Verbindungsrouten liefen seit Alters her in einer Nord-Süd sowie in einer West-Ost-Linie. Diesen Umstand sollte Haussmann sich später zunutze machen und zu einem System aus Achsenkreuz und verbindenden Ringstraßen ausbauen. Groszügig interpretiert schuf er dadurch tatsächlich eine Art Radialstadt-Schema, allerdings sind die Dimensionen allerdings viel zu weitläufig, als daß ein Idealstadtcharakter wahrgenommen werden könnte.

Nichtsdestoweniger war man seit dem 18. Jahrhundert bestrebt, die Stadt, wenn schon nicht in ein perfektes Idealstadtschema zu zwingen, sich diesem zumindest weitgehend anzunähern und Ordnung in das Chaos zu bringen, sei es in einzelnen Partien, sei es im Rahmen eines Gesamtplans; und wenn sich schon nicht alle Straßen nach einer übergeordneten Struktur ausrichten ließen, so schenkte man der Gestaltung einzelner Straßenzüge große Aufmerksamkeit. Nicht weniger intensiv wurde über die Gestalt von Plätzen debattiert. Ordnung und Regelmäßigkeit waren jedoch nicht Selbstzweck oder formalistisches Planspiel: sie dienten in den Augen ihrer Schöpfer vielmehr dem Fortschritt und halfen der Vernunft zum Durchbruch, unterstützten Handel und Wirtschaft, erzeugten eine höhere Lebensqualität durch verbesserte Hygiene und gaben den würdigen Rahmen für großartige, noch nie dagewesene öffentliche Gebäude, die Tempel der Aufklärung. Dies alles fiel unter den Begriff „Embellissements“, der noch ausführlicher erläutert werden soll. Ein Jahrhundert später war die Ordnung des öffentlichen Raumes noch immer das Vehikel, das dem Triumphzug der Technik den Weg bereiten sollte. In der historischen Analyse zeigt sich, daß Phänomene, die sich isoliert betrachtet als bizarre Einfälle einzelner Querköpfe ausnehmen, durchaus einen Sinn ergeben, wenn man das Funktionieren einer urbanen Infrastruktur im Gesamten betrachtet, auch wenn Vieles davon jenseits des Realisierbaren liegt. Oft ist es nur ein kleiner Schritt von den phantastischen zu den vernünftigen Ideen – und umgekehrt.

Giulio Carlo Argan hat einmal bemerkt, daß die ideale Stadt nur ein Bezugspunkt sei, der einen Maßstab für die Probleme der realen Stadt liefere.⁶⁴ In diesem Sinne ist das Spannungsfeld zwischen städtebaulichen Ideal und pragmatischen Tun zu verstehen, das hier umrissen werden soll. Generell läßt sich sagen, daß die Theorien, die sich im allgemeinen Diskurs entwickelten, den praktischen Maßnahmen jeweils um ein Jahrhundert voraus waren: so wie die Urbanisten des 18. Jahrhunderts in ihren Vorschlägen die städtebaulichen Eingriffe unter Napoleon III. vorausnahmen, so planten die Utopisten des 19. Jahrhunderts bereits an den Städten des 20. und 21. Jahrhunderts. Utopie und gebaute Realität stehen in einer engen Beziehung zueinander und beeinflussen sich gegenseitig, so daß es zumeist schwierig ist, das Pragmatische, das

64 Giulio Carlo Argan, Kunstgeschichte als Stadtgeschichte, München 1989, S. 103.

Ideale und das Utopische scharf gegeneinander abzugrenzen. Natürlich mußten die utopischen Ideen, sofern sie sich tatsächlich als praktikabel erwiesen, bei ihrer Verwirklichung vieles von ihrer Anziehungskraft verlieren und zur banalen Realität werden. Es ist das paradoxe Schicksal der Utopien, daß sie als sinnlose Gedankenspiele verurteilt werden, wenn sie scheitern, und daß sie zur simplen Alltagsrealität degradieren, wenn sie sich als durchführbar erweisen.

I. VON DER UTOPIE DER AUFKLÄRUNG ZUM PRAKTISCHEN KONZEPT DES URBANISMUS

I. Die Situation am Ausgang des 17. Jahrhunderts

Paris galt an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert bereits als größte Stadt Europas auf dem Kontinent¹ und war in seiner Form keine gänzlich mittelalterliche Ansiedlung mehr. Seit der Zeit Heinrichs IV. hatten französische Herrscher, aber auch Privatinitiativen von Klerus und Adel, immer wieder für Veränderungen in der Hauptstadt gesorgt.

Die signifikanteste städtebauliche Maßnahme bestand im Bau der „Places royales“, (Place Dauphine, heutige Place des Vosges und Places Vendôme und des Victoires) deren Beispiel in ganz Europa nachgeahmt werden sollte², deren Vorzüge und Mängel in Bezug auf Lage, Form und dekorativer Ausgestaltung jedoch auch in Frankreich selbst während des 18. Jahrhunderts immer wieder diskutiert wurden. Über diesen Diskurs soll noch ausführlicher die Rede sein.

Abgesehen von diesen Platzanlagen brachte die Regierungszeit Ludwigs XIV auch erstmals größere Maßnahmen zur Modernisierung von Paris, insbesondere während jener Zeit, als Colbert Bürgermeister der Hauptstadt war. In Kooperation mit François

¹ Ein Umstand, der auch den Zeitgenossen bewußt war und mit Stolz hervorgehoben wurde; so schreibt F. Blondel d.Ä. „*la Ville de Paris, la plus grande de l'Univers & la Capitale du plus florissant Estat du monde*“: François Blondel, *Cours d'architecture enseigné dans l'Académie Royale d'Architecture*, Paris 1698, Bd. II, S. 603. Mercier gibt in seinem Werk „*Tableau de Paris*“ divergierende Zahlen an, die zwischen 700.000 (S. 23) und 900.000 Einwohnern innerhalb der Stadt und noch einmal 200.000 Einwohnern innerhalb der Bannmeile (S. 50) schwanken: Louis-Sébastien Mercier, *Tableau de Paris*. Bilder aus dem vorrevolutionären Paris; Auswahl und Übersetzung von Wolfgang Tschöke, Zürich 1990. Moderne Schätzungen gehen dagegen von einer Größenordnung von knapp über einer halben Million Einwohnern aus: Hautecoeur spricht von 600.000 Einwohner um 1665 bzw. von 750.000 bis 800.000 Einwohner gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei einer Anzahl von 19.000–23.000 Häusern: Louis Hautecoeur, *Histoire de l'architecture classique en France*, Paris 1946–1957, Bd. II 1948, S. 440. Lavedan schätzt die Bevölkerung Ende des 18. Jh. auf rund 550.000 Einwohner: Pierre Lavedan, *Nouvelle histoire de Paris. Histoire de l'urbanisme à Paris*, Paris 1975, S. 201.

² Vgl. Michael Webb, *Die Mitte der Stadt. Städtische Plätze von der Antike bis heute*, Frankfurt/ New York 1990, sowie Hans Speckter, *Paris. Städtebau von der Renaissance bis zur Neuzeit*, München 1964.

Blondel d.Ä. und Pierre Bullet entstand der erste „Verschönerungsplan“ der Stadt, dem noch viele weitere folgen sollten.³ Die Dispositionen des Planes betrafen hauptsächlich die Auflassung des vormaligen Verteidigungsringes, der nicht mehr benötigt wurde und wo nun rund um die nördliche Stadthälfte ein Ring an Baumpromenaden, genannt Boulevards⁴, entstand. Haussmann baute sie später in sein Stadtkonzept mit ein.⁵ Doch auch an den Ausfahrtsstraßen wurden baumbepflanzte Promenaden angelegt, Cours oder Avenues-Promenades genannt.⁶

Colberts Plan sah auch vor, daß überall, wo der Grünkranz die Hauptstraßen kreuzte, grandiose Triumphbögen errichtet werden sollten. Ein weiterer wichtiger städtebaulicher Aspekt bestand auch in der Gestaltung der Flußufer. Nachdem man schon unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. begonnen hatte, an einigen Stellen den Weg zu den Schiffen mit Steinen zu pflastern, wurde der Ausbau der Quais unter Colbert fortgesetzt, vor allem entlang des Uferstreifens zwischen Louvre und den Tuileries. Mit dem Collège des Quatre Nations wurde 1662 das erste Monumentalgebäude Europas errichtet, dessen Fassade auf einen Fluß hin ausgerichtet war.⁷

Im Inneren der Stadt versuchte Colbert durch gesetzliche Regelungen die städtische Infrastruktur zu verbessern. Zu eben diesem Zweck sollten noch eine Fülle an weiteren Erlässen, Vorschriften, Bauordnungen etc. im 18. Jahrhundert folgen, denen zumeist nur ein bescheidener Erfolg zuteil wurde.⁸ Da sich im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts der Individualverkehr rasant vermehrte, verschärfte sich das Verkehrsproblem zunehmend. Immer wieder liest man auch davon, daß die Fußgänger im alltäglichen Chaos zwischen den Fuhrwerken höchster Gefahr ausgesetzt waren, zumal es keine Trottoirs und nur ab und zu Prellsteine gab.⁹ Darüber hinaus waren die Straßen – wie in allen anderen Großstädten der Zeit – ungepflastert und schmutzig und die Straßenbeleuchtung funktionierte nur mangelhaft. Regen verwandelte die Wege der Hauptstadt regelmäßig in eine Schlammwüste. Punktuell kam es unter

3 Hauteceur, 1948, S. 425f und S. 439 Fig. 359.

4 Die Bezeichnung leitet sich von den ehemaligen Bollwerken ab: Speckter 1964 S. 30; vgl. auch Spiro Kostof, *Die Anatomie der Stadt. Geschichte städtischer Strukturen*, Frankfurt/ New York 1992, S. 33.

5 die heutigen Boulevards de la Madeleine, des Capucines, des Italiens, Montmartre, Poissonnière, Bonne Nouvelle, Saint-Denis, Saint-Martin, du Temple, Beaumarchais, de la Bastille.

6 Die bekanntesten davon sind die Cours de la Reine im Westen, die von der Place du Trône (heute Place de la Nation) ihren Ausgangspunkt nahm, und die Avenue de Champs-Élysées im Osten der Stadt, die in der damals noch unverbauten Place de l'Étoile einmündete. Die Anlagen waren zu ihrer Zeit vollkommen neuartig.

7 vgl. Kostof 1992, S. 41 sowie Hauteceur 1948, S. 429f: Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII entstanden die Quais des Célestins, de la Grève, de la Mégisserie, du Louvre, des Tuileries. Colbert ließ sie verlängern. Weiters: Ausbau des Quai de Nesle oder Quai Conti, des Quai Quatre-Nations (Malaquais) u.a. 1643 begann der Ausbau der Quais des Orfèvres und Horloge auf der Ile de la Cité u.a.

8 Eine genaue Darstellung der Bauordnungen in Frankreich im 18. Jahrhundert gibt Jean-Louis Harouel, *L'embellissement des villes. L'urbanisme français au XVIIIe siècle*. Paris 1993; vgl. auch ders., *Am Gemeinwohl orientiert: Bauvorschriften im Ancien Régime* in: *Daidalos*, 7, 1983, S. 83-92.

9 Hauteceur 1948, S. 427; Louis-Sébastien Mercier, *Das Jahr 2440*, Frankfurt/M 1982, S. 18; ders. 1990, S. 129ff und 133ff.

Colbert zu Maßnahmen wie Straßenerweiterungen in der Innenstadt, die meisten Mängel blieben jedoch noch weit bis in das 19. Jahrhundert bestehen.¹⁰

Zeitgenossen des 17. Jahrhunderts äußerten sich dennoch zustimmend zu den Veränderungen in ihrer Stadt. Mit emphatischen Worten preist François Blondel d.Ä. im zweiten Band seiner „*Cours d'architecture...*“¹¹ die öffentlichen Arbeiten in Paris, die prächtigen neuen Bauten, die erweiterten und begradigten Straßen, die neuen Quais und Häfen. Nach dem Tod Colberts jedoch blieben die meisten Programme unvollendet und das wenige, das man ausgeführt hatte erwies sich bald als zu wenig weitreichend, um die großen Probleme der Infrastruktur nachhaltig zu lösen.

2. Der Begriff „Embellissements“

Im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickelten sich die Fragen der Stadtgestaltung zu einem allgemeinen, breiten Diskurs, der nicht nur Architekten beschäftigte, sondern auch Gelehrte, Ärzte, Philosophen und interessierte Laien. Richard Etlin stellt fest: „*One of the most striking aspects about French culture at this time was the extent to which intellectuals [...] took an active and public interest in the physical aspect of the city. Their books, pamphlets, and letters to the editor, as well as architectural drawings, offered new projects, generally unsolicited, to improve the commodity, salubrity, order, and beauty of the city as well as to promote virtue and merit.*“¹² Städtebauliche Belange waren öffentliche Themen, über die sich jeder nach Belieben äußern wollte und konnte.

Der Begriff, der in diesem Zusammenhang zumeist gebraucht wurde, lautet „*Embellisemen(t)s*“.¹³ Er ist im Deutschen schwer wiederzugeben, da er wesentlich mehr bedeutet als lediglich die Verschönerung des Stadtbildes. Vielmehr sind darunter tiefgreifende und umfassende Veränderungen der urbanen Infrastruktur zu verstehen, die einerseits einen praktischen Nutzen verfolgen und unserem heutigen Gedanken von Stadtsanierung entsprechen, andererseits jedoch über reinen Funktionalismus hinausgehen und auch die ästhetische Qualität der Lösungen vehement einfordern.¹⁴

10 Hauteceour 1948, S. 428 Anm. 6: Erweiterung der Rue de la Verriere 1671, Rue des Noyers 1672, Öffnung einer Straße zwischen Saint-Denis und Saint-Martin 1672, Erweiterung der Rues Galande, Vieille-Draperie, des Mathurins 1672, Erweiterung des Carrefours de la Truanderie und Rue du Ponceau 1674 etc.

11 F. Blondel d.Ä. 1698, Bd. II S. 603f.

12 Richard A. Etlin, *Symbolic Space. French Enlightenment Architecture and its Legacy*, Chicago 1994, S. 1.

13 Beide Schreibweisen sind im 18. Jahrhundert möglich und gebräuchlich, ebenso: monumen(t)s, bâtimen(t)s bzw. batimen(t)s etc.

14 Der heute gebräuchliche Begriff „Urbanismus“ ist hingegen eine Wortschöpfung des 19. Jahrhunderts und geht laut Françoise Loyer auf eine Schrift von Ildefonso Cerda mit dem Titel „*Teoria general de la Urbanizacion*“ (Madrid 1867) zurück: Françoise Loyer, *Paris XIXe siècle. L'immeublement et la rue*, Paris 1987, S. 164.

Lavedan definiert den Sachverhalt folgendermaßen: „Das Wort *embellissements* ist für den klassischen Urbanismus eines der liebsten. Sein Sinn ist sehr weit: er umfaßt ebenso praktische wie ästhetische Belange. [...] Die Schönheit der Städte erscheint bei weitem nicht nur durch die Schönheit der Monumente, die Regelmäßigkeit der Plätze, der Geradlinigkeit der Straßen gewährleistet zu sein, sondern auch durch ausreichendes Wasser, Beleuchtung, Sauberkeit, Erleichterungen im Verkehr, einer gut gesicherten Versorgung und öffentliche Gärten.“¹⁵ Zu einem ähnlichen Schluß kommt auch Vidler in seiner Publikation über Ledoux: „Damit [*Embellissements*, Anm.] war nicht nur gemeint, daß man Bäume pflanzen, Fassaden erneuern, Brunnen anlegen wollte, es ging vielmehr um eine mehr oder weniger systematische Erneuerung des Stadtgefüges, mit Raumreserven für den Verkehr, mit Plänen für den Kreislauf von Wasser und Luft, zu Gesundheit und Feuerchutz, zur Straßenbeleuchtung, zur Auslagerung ‚ungesunder‘ Orte wie Friedhöfe, Krankenhäuser und Schlachthöfe und zum Bau von sozialen Einrichtungen wie Armenhäuser, Gefängnisse und Schulen. Verbunden damit war die Absicht, die Stadt nach außen für Handel und Verkehr zu öffnen. Trotz vieler lokaler Unstimmigkeiten war man sich über die große Struktur einig.“¹⁶

Für Etlin ist der Begriff *Embellissements* auf vier Ebenen angesiedelt:¹⁷ *Space of Magnificence* betrifft die monumentale Ausstattung des urbanen Raumes, die Anlage von Plätzen, Straßen, Brücken und Quais und deren Ausstattung mit öffentlichen Gebäuden und Monumenten. Die Herrlichkeit der Städte beinhaltet nicht zuletzt eine politische Deutung: hier spiegelt sich die Größe des Königreiches und den anreisenden Fremden soll sich ein überwältigendes Bild der Pracht bieten.¹⁸ Mit *Space of Hygiene* ist die Lösung der dringlichen hygienischen Probleme der rasch expandierenden Städte gemeint, allen voran die Versorgung mit Wasser und Luft und die Schaffung eines urbanen Ambientes, das von Sauberkeit geprägt ist. *Space of Clarity* bezieht sich auf die adäquate Ausstattung der Gebäude. Hier kommt die komplizierte Lehre von den *caractères* zum Tragen, die im Umfeld der Académie d'Architecture im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickelt wurde: jedes Bauwerk, ob öffentlich oder privat, sollte diejenige Dekoration erhalten, die seiner Bestimmung entspricht. War diese Frage ursprünglich auf die korrekte Anwendungen der Säulenordnungen und das passende Figurenprogramm bezogen, so entwickelte sich ab der zweiten Hälfte des Jahrhunderts daraus das neoklassizistische Formenvokabular. Mit *Space of Emulation* bezeichnet er schließlich das der Epoche eigene Bedürfnis nach öffentlicher Pädagogik, das auch in der Architektur manifest wurde. Sinnreiche Allegorien

15 Lavedan 1975, S. 271.

16 Anthony Vidler, Claude-Nicolas Ledoux, Basel 1988, S. 68.

17 Etlin 1994, S. 1-29.

18 Vgl. Marc-Antoine Laugier, *Essai sur l'architecture*, Paris 1753, 2. Auflage 1755. Dt.: Hg. Wolfgang Herrmann, *Das Manifest des Klassizismus*, Zürich/ München 1989, S. 181: „Man darf auch nicht vergessen, daß ein Projekt, das ausländischen Besuchern eine großartige Vorstellung von unserer Nation vermittelt und einen Anziehungspunkt für viele darstellt, keineswegs ein nutzloses Projekt ist.“

oder die Standbilder berühmter Personen, im öffentlichen Raum präsentiert, sollten durch ihr tugendhaftes Vorbild erzieherisch auf die Massen einwirken.

Ergänzend ließen sich noch andere Aspekte nennen, etwa die Forderung nach Bequemlichkeit, die der neue Stadtraum gegenüber dem alten Wirrwarr von Häusern und Gassen bieten sollte oder die Belebung des Handels, die man sich durch eine Verbesserung der Zufahrtsstraßen erhoffte. Doch wie auch immer man solche Kategorien benennt, in der Praxis ließe sich keine Rangordnung der Bedeutung dieser Faktoren erstellen. Für die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts ging das Praktische mit dem Ästhetischen einher. Laugier schreibt in seinem „Essai“: *„Ich weiß, daß allem Nützlichen der Vorrang gebührt gegenüber dem, was nur zur Verschönerung dient, aber man kann das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden.“*¹⁹ Voltaire nennt in seinem 1750 erschienenen Essai *„Des embellissemens de Paris“*, einer der berühmtesten Schriften der Epoche zu diesem Thema, nützliche Maßnahmen und repräsentative Gestaltung im selben Atemzug: *„Man braucht öffentliche Märkte, Brunnen, die tatsächlich auch Wasser geben, regelmäßige Kreuzungen, Schauspielhäuser; man muß die engen und infektiösen Straßen verbreitern, [man muß] Monumente freilegen, von denen man nichts sieht, und sie so errichten, daß sie gesehen werden können.“*²⁰

Ein weiterer Grund für die allgemeine Partizipation an diesem Thema lag auch darin, daß man darin soziales Engagement gegenüber den Mitbürgern bekundete: der Nutzen der vorgeschlagenen Maßnahmen würde allen zugute kommen. Gemäß den Theoremen der Aufklärung lehrte man damit auch die sittliche Pflicht, daß sich niemand dieser Anteilnahme am Gemeinwohl verschließen könne. Voltaire versucht sowohl in den *„Embellissemens [sic!] de Paris“* sowie den zwei Jahre später erschienenen *„Embellissemens [sic!] de la Ville de Cachemire“*²¹, den Zeitgenossen die wirtschaftlichen Vorteile einer durchgreifenden Stadterneuerung vor Augen zu halten: *„[...] ein solches Unternehmen würde dem Corps der Stadt Paris zum Ruhm, zur unsterblichen Ehre gereichen, alle Künste ermutigen, die Fremden aus allen Enden Europas herbeiziehen; es würde den Staat viel eher bereichern als ihn verarmen zu lassen“*, es würde aber auch zur Arbeitsplatzbeschaffung dienen und *„tausende Nichtstuer zur Arbeit versammeln, die im Moment ihr elendes Leben auf dem schamlosen und sträflichen Metier der Bettelei begründen und nur dazu beitragen, unsere Stadt zu entehren“*.²² Darüber hinaus vertritt Voltaire die Meinung, es sei für ein Land nützlicher, die Städte zu verschönern, als sich ein kostspieliges Militär zu halten.²³

19 Laugier 1989, S. 181.

20 Francois-Marie Arouet de Voltaire, *Des embellissemens de Paris* in: *L'Abeille du Parnasse*, Tome I, Berlin 1750, S. 113-123, Zit. S. 115.

21 Ders., *Des embellissemens de la Ville de Cachemire* in: *Oevres de M. De Voltaire*, Dresden 1752, Bd. 8, S. 27-34.

22 Voltaire 1750, S. 123.

23 Voltaire 1752, S. 32.